

Wirklichkeit des Gedichts

PAUL CELAN: **Die Gedichte**. Gesamtausgabe, herausgegeben und kommentiert von Barbara Wiedemann. Suhrkamp Verlag Frankfurt a. M. 2003. 1000 Seiten, 39,90 EUR.

Das Gedicht und sein Gegenüber

Insbesondere die Gedichte von Paul Celan haben eine Rezeptionsgeschichte geschrieben, welche eindrucksvoll jenen Umstand belegt: dass nämlich der Weg zum Gedicht oft recht weit ist, eben weil er, im Falle Celans allemal, auf eine wirkliche Begegnung mit dem lesenden Gegenüber angewiesen ist. Ein konformistischer Blick, und sei er akademisch noch so versiert, reicht hier nicht. Von der Einreihung in die Lyrik des französischen Symbolismus bis zum Plagiatsvorwurf reichen die Ortungsversuche, die man der lyrischen Sprache Celans angedeihen ließ. Hilflos und ohnmächtig waren nicht nur seine Gedichte, war auch Celan selbst solchen Zuweisungen ausgeliefert. Die Sprache der Gedichte hatte ja gesprochen. Was sollte man ihr noch hinzufügen! Also musste Zeit vergehen. Zeit, in welcher die Texte Celans ihre Widerstandskraft erweisen konnten – ihre Widerstandskraft gegen theoretische Vereinnahmung und ihre unverbrüchlich eingeschriebene Beziehung zum einzelnen lesenden Gegenüber.

Ein bemerkenswerter Ausdruck dieser in und mit der Zeit entstandenen Aufmerksamkeit ist der nun von Barbara Wiedemann herausgegebene Band mit sämtlichen Gedichten des Dichters in einer kommentierten Gesamtausgabe. Diese Ausgabe unterscheidet sich von der bisherigen Leseausgabe der »Gesammelten Werke« in fünf Bänden durch Anordnung und Kommentar; sie unterscheidet sich als Gesamtausgabe in einem Band von der mehrbändigen historisch-kritischen Tübinger Ausgabe. Die Präsentation der Gedichttexte folgt der Zweiteilung in die zur Veröffentlichung von Celan persönlich autorisierten Texte und solche, für welche diese Autorisierung entweder ausdrücklich nicht bestand oder als unsicher gelten muss. Der nachgelassene Gedichtband »Schneepart« beispielsweise, von dem

ungewiss ist, ob Celan ihn in dieser Gestalt zur Veröffentlichung freigegeben hätte, fällt in dieser Ausgabe unter die Kategorie der zu Lebzeiten unveröffentlichten Texte. In dieser Einteilung wird also eine Absicht des Dichters selbst deutlich. Man kann versuchen, dieser Absicht nachzugehen und sie zu verstehen. Sie ist Ausdruck des Anspruches, den Celan an seine Dichtung stellte.

Gedicht und Kommentar

Das Werk Celans polarisiert sich selbst. Zum einen erwecken seine Gedichte den Eindruck vollkommener Geschlossenheit. Wie lebendige Wesen gebieten sie über die Innerlichkeit eines mit sich selbst übereinstimmenden Lebens, das sich dem Anspruch eines restlos erkennenden Zugriffs entzieht. Zum andern wird gerade dadurch auch ein Bedürfnis nach Kommentierung und Erklärung geweckt. Welche Aufgaben kann ein Kommentar auf dem Hintergrund dieser Problematik leisten?

Erweitertes Lesen

Freilich ersetzt er nicht die gründliche Lektüre, kann sie auch nicht verkürzen durch eindimensionale Erklärungen im Sinne von Entsprechungen. Der Prozess der Verständigung zwischen Leser und Gedicht wird nicht außer Kraft gesetzt. Vielmehr kann das Einbeziehen von Angaben zur Textgeschichte die Lektüre vertiefen. Die durch den Kommentar angeregte und freigesetzte Reflektion muss sich immer wieder lösen und übergehen in die Erlebniswelt des Gedichtes selbst. Der poetische Eindruck gewinnt dadurch an Wirklichkeit. Für Celan war es ein schmerzvolles Missverständnis, dass man seine Dichtung als kunstvoll arrangierte sprachliche Gebilde ohne jeden Wirklichkeitsbezug angesehen hat – sozusagen als einen luziden Triumph sprachlicher Erfindungsgabe. Diese Wahrnehmung hat weder mit den Gedichten Celans noch mit deren poetischer Grundintention etwas zu tun. Auch wenn in den frühen Gedichten Anklänge an die Tradition zum Beispiel in Form der Verwendung des trochäischen Langverses oder einer zum Teil märchenhaften Metaphernsprache zu finden sind, so zeigt sich dort ebenso jene

Ambivalenz, welche zum Beispiel schon im Zyklustitel »Mohn und Gedächtnis« zum Ausdruck kommt: Das höhere poetische Leben eines Wirklichen, die Individualisierung von Erfahrung im Gedicht, aber eben keinesfalls der Verzicht oder gar die Flucht vor den Widerständen einer aktuellen Wirklichkeit.

Erfahrung im Gedicht

Dieser Wirklichkeitsbezug tritt im Werk Celans zunehmend stärker hervor. Gleichwohl äußert er sich auf komplexe und vielschichtige Weise. Mit der auf den ersten Blick erkennbaren Übertragung einer quasi im Gedicht referierten Wirklichkeit hat Celans Dichten nichts zu tun. Was in die poetische Wirklichkeit Eingang findet, bezieht Lektüren, aktuelle politische Tagesereignisse, Geschichtliches, naturwissenschaftliche Terminologie, Familiäres und Mystisches ein. Insofern der Kommentar dies nachweisen kann, legt er beispielhaft Zeugnis ab von einer Poetik, welche niemals eine nur einseitig ästhetisierende Gegenwelt zu schaffen trachtete. Vielmehr tritt die Komplexität individueller Erfahrung in einer Form auf, welche dieser Erfahrung eine zugleich beispielhafte und einzigartige Funktion verleiht. Wenn der Kommentar also, zumindest bis zu einem gewissen Grad, die genetischen Bedingungen eines Gedichtes offen legt, so wird das Gedicht damit eben keineswegs erklärt. Die Genese zeigt, wie nicht nur in dem unmittelbaren dichterischen Vorgang, sondern bereits in dem Wahrnehmen, Denken und Entscheiden Celans jene formenden Kräfte anwesend sind, welche jede höhere Wirklichkeit, auch die eines lyrischen Gebildes, bedingen. Der imaginierende, projektive Blick in die umgebende Welt, in das aktuelle Zeitgeschehen ist bereits auf dieser Stufe ein dichterischer. Die Erfahrungen rhythmisieren sich, suchen einen untergründigen Zusammenhang, suchen die Begegnung mit der Sprache.

Entäußerte Subjektivität

Dieser Vorgang kann, das liegt in seiner Natur, niemals ganz aufgehellt werden. Er bleibt geheim. Gleichwohl wird die Grundintention

deutlich, aus der Celan der Welt der Sprache und der Welt der Erfahrung gegenübertritt. Bei aller Souveränität eigener dichterischer Formkraft verlegt Celan den Ort formender Subjektivität immer mehr an den Ort der Erfahrung und der Sprache selbst. Diese treten dem Dichter im Gedicht gleichwertig gegenüber. »Kunst schafft Ich-Ferne«. Sagt Celan einmal. Die Aufmerksamkeit für das Ferne, für die dem Ich entgegen stehende Erfahrung, ist Celans Weg. Auf diese Weise bestimmt er auch seinen Ort, seine Stimmhaftigkeit, seine Sprache. Auf diese Weise sucht er das Gespräch. Diese permanente dialogische Struktur, welche die Poetik Celans kennzeichnet, wird durch den Kommentar zum Teil nachvollziehbar. *Stefan Weishaupt*

Ist Karma Gnade oder ist Gnade die Ausnahme vom Karma?

PETER MICHEL: Karma und Gnade. Über die Versöhnung von Gerechtigkeit und Liebe. Aquamarin Verlag, Grafing 2002. 158 Seiten, 9,90 EUR. – **PETER MICHEL: Karma und Gnade-Spiel.** Aquamarin Verlag, Grafing 2002. 45 EUR.

Dass der Mensch allein durch die Gnade (»sola gratia«) zu seinem Heil finden könne, ist ein von Seiten der Vertreter der großen Kirchen oft geltend gemachter Einwand gegen den Reinkarnations- und Karmagedanken. Nicht sein eigenes Bemühen, sondern einzig Gottes Gnadenwirken könne ihn erlösen. Das wirkt so, als gälte es die Allmacht Gottes zu retten, indem man die Ohnmacht des Menschen immer wieder hervorhebt. Dass aber doch beide – Karma und Gnade – vereinbar sind, ohne damit die Größe Gottes in Frage zu stellen, ist eines der Anliegen Peter Michels. Insgesamt ist sein Buch freilich mehr eine gut lesbare, freundlich kurze Dokumentation des Reinkarnations- und Karmagedankens, seines Auftretens in den Weltreligionen, der Philosophie und Literatur; eine Darstel-

lung der Plausibilität des Karmagedankens im Hinblick auf Leiderfahrungen und Begabungen und seiner Relevanz für Ethik und Kultur. Außerdem werden auch so esoterische Fragen wie die nach dem, was zwischen Tod und neuer Geburt geschieht, und die nach konkret personenbezogenen Inkarnationsreihen angegangen. So werden z.B. auch einige Reinkarnationsbeispiele aus Rudolf Steiners Karma-Betrachtungen angeführt, die allerdings so ohne jede Herleitung etwas wunderlich bleiben.

Das Buch bietet einen schnellen Überblick, und es bietet »Argumentationshilfen« für den Karmagedanken. Dass es sich dabei der umfangreichen Literatur zum Thema – sowohl der historischen wie auch der Sekundärwerke vor allem der siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts – bedient, hat seine Vor- und Nachteile. So ist der Informationsgehalt des Buches nicht freischwebend, sondern fundiert und breit. Zugleich aber hat Michel die Eigenart, sehr viele wesentliche Inhalte unkommentiert durch andere Autoren sagen zu lassen, also durch Zitate, deren Auswahl etwas beliebig erscheint. Manches scheint sich einfach so ergeben zu haben. Und das gilt schließlich auch für das Titel gebende Thema von der Vereinbarkeit von Karma und Gnade. Denn zum einen ergibt sich dem Autor auf den Einwand, Karma stehe im Widerspruch zur Güte und Gnade Gottes, die Entgegnung, dass Karma gerade die Gnade Gottes ist, die den gefallen Menschen auf neuen Wegen in Freiheit zum Ursprung zurückführt. Also Karma ist die Chance des Menschen und als Chance Gnade. Zum anderen heißt es aber dann, wenn die Evolution nur unter dem Gesetz (Karma) stünde, dann müsste jeder Mensch aus eigener Kraft ohne Hilfe den Pfad finden. So bildet dann Gnade doch die hilfreiche Ausnahme von der Wirksamkeit des Gesetzes des Ausgleichs, ähnlich wie im Zwischenmenschlichen die Liebe und das Verzeihen. Nicht, dass das nicht richtig wäre. Es fehlt hier aber an Bewusstsein für die zweierlei Gnadenaspekte, deren Beziehung zueinander zu bedenken wäre: Inwiefern ist Karma eine Gnade für den Menschen, und inwiefern

ist Gnade als Ausnahme vom Karmagesetz doch ebenso unabdingbar für seinen Weg zu Gott? – Trotzdem: ein nützliches Buch.

Etwas kurios hingegen mutet das vom selben Autor unter selbem Titel – »Karma und Gnade« – entwickelte »große Reinkarnationspiel« an. Es handelt sich dabei um ein Würfelspiel voller esoterischer Versatzstücke, bei dem sich die Spieler durch ihr Leben würfeln, sich durch Spielkarten von großen Meistern inspirieren lassen, sich Schicksalsschläge und Begünstigungen einhandeln und dabei gemeinsam mit ihren Mitspielern durch die Erdenevolution schreiten. Je nach der Gunst des Würfels zieht man eine »Weltgeist« oder »Einweihungskarte«, eine »Gutes« oder »Schlechtes Karma-Karte«, eine »Engel-« oder eine »Dienst- und Demut-Karte« etc. Das Ganze ist dazu gedacht, der Diskussion über ein gewichtiges Thema auch etwas Heiteres und Spielerisches zur Seite zu stellen. Doch neben aller Bedenken, die man gerade deshalb haben kann, will beim Spiel nicht der rechte Spaß aufkommen, denn irgendwie ist der Verlauf eher mühsam als leicht, wirken die sich ergebenden Schicksalskonstellationen eher erzwungen als erheiternd. Ohne ein Spielverderber sein zu wollen: ich habe schon unterhaltsamer gespielt als mit Karma und Gnade.

Ruth Ewertowski

Nahtodeserfahrungen

PETER HOUGHTON: **An der Schwelle des Todes. Was im Sterbeprozess passiert. Erfahrungen eines Überlebenden.** Herder Verlag Spektrum, Freiburg 2003. 159 Seiten, 9,90 EUR.

Dem Engländer Peter Houghton wurde im Spätsommer 2000 in Oxford erstmals erfolgreich ein Kunstherz – ein so genanntes Jarvik-2000-Herz – implantiert. In sehr persönlicher Weise schildert der mehr als sechzigjährige Psychotherapeut und professionelle Sterbebegleiter in »An der Schwelle des Todes« sein Leben vor und nach der Operation und lässt den Leser an den Überlegungen teilhaben, welche dieser radikale Eingriff in ihm auslöste.

Interessanterweise macht der Autor dabei sein inneres Erleben angesichts des nahen Todes selbst zum Gegenstand der Beobachtung – oder versucht es zumindest. Für gewisse Zeit nämlich befindet sich Peter Houghton aufgrund einer irreparablen Kardiomyopathie in der Situation eines Sterbenden – eine Herztransplantation würde er nicht überleben –, erlebt also all das, was er einst bei Sterbenden beobachten durfte, nunmehr am eigenen Leib. Nicht nur dies, sondern auch sein »zweites Leben«, das ihm wie ein Wunder vorkommt, wirft zahlreiche Fragen auf. Wer soll beispielsweise, so fragt der Autor, dereinst bei seinem Tode die ihm implantierte mechanische, batteriegetriebene Herzpumpe abstellen? Peter Houghton reflektiert nicht nur seine eigene Angst, Sorge und Verzweiflung angesichts des bevorstehenden Todes, sondern diskutiert darüber hinaus auch allgemeine Fragen zu Sterben und Tod. Finden sich hier zwar etliche interessante, aus der langjährigen praktischen Arbeit mit Sterbenden resultierende Beobachtungen, so erstaunt dabei doch die nur sehr geringe Berücksichtigung philosophisch-religiöser Aspekte zu diesem für die menschliche Existenz so zentralen Thema sehr. Das ist schade, denn Buchtitel und berufliche Tätigkeit des Autors lassen eigentlich wirklich brisante Gedankengänge erwarten. Die Offenheit, mit welcher er seine Erlebnisse vor dem Leser ausbreitet, überzeugt allerdings und macht zuweilen betroffen. Wirklich perspektivisch berührt das Buch jedoch nur selten, etwa dann, wenn Peter Houghton beschreibt, wie sich seine Frau auf seinen Tod vorbereitet und er dies wahrnimmt. Warum der Autor sich jedoch Themen wie den so genannten Nahtodeserlebnissen oder auch den Vorstellungen von Sterben und Tod im Wandel der Kulturen verweigert, bleibt letztlich rätselhaft und wirkt auf den Leser zuweilen sogar etwas irritierend. So tut, wer wirklich an dem Thema Sterbeprozess interessiert ist, gut daran, etwa das Werk »Der Tod in den Weltkulturen und Weltreligionen« (1996 von Constantine von Barloewen herausgegeben) parallel zu Houghtons Ausführungen zu lesen.

Matthias Mochner

Geburt und Tod

PÉTER NÁDAS: **Der eigene Tod.** Aus dem Ungarischen von Heinrich Eisterer. Steidl Verlag, Göttingen 2002. 288 Seiten, 39 EUR.

Wie soll man ein Buch besprechen, das für sich spricht? Die Frage stellt sich angesichts dieses Text-Bild-Bandes in ganz besonderem Maße. Es ist ein sehr leises Buch, das zunächst durch seine Bilder an-spricht: Fotos von einem einzigen Lebewesen (dem damit wie stellvertretend, symbolisch der Anschein der Individualität verliehen wird), einem Wildbirnenbaum in den verschiedensten Tages- und Jahreszeiten. Bilder also von einem lebenden Wesen – Gegengewicht zu dem Titel »Der eigene Tod«. Es empfiehlt sich, zunächst in Ruhe in diesem Band von mittlerem Format zu blättern, sich in die Bilder zu versenken. Man spürt den Seelenraum, der sich im Umkreis des Baumes befindet. Das Foto befindet sich fast immer auf der linken Seite, der Text rechts – manchmal nur wenig, manchmal nur ein einziger Satz.

Die Bilder sprechen auch von Nähe und Ferne – das im Text geschilderte Geschehen, der Text selber bewegen sich zwischen jenen Polen. »Noch nie habe ich Licht gesehen, kenne seinen Namen nicht«, heißt es auf Seite 219. Es ist der einzige Satz auf dieser Seite. Links daneben ein Bild des Birnbaums in voller Blüte, aus größerer Nähe fotografiert (also nicht in seiner ganzen Gestalt erfasst), übersät mit gleißend weißen Tupfen. Welch wundervolles Bild (im Doppelsinne) für ein aufblitzendes Bewusstsein von einem Bereich, dem wir normalerweise nicht nahe kommen!

Es wird Zeit, den realen Anlass für dieses Bild-Sprach-Kunstwerk zu nennen: Der 1942 in Budapest geborene Péter Nádas erleidet im Alter von 51 Jahren einen Herzinfarkt, überschreitet – schon in einer Klinik und unter ärztlicher Aufsicht – fast die Todesschwelle, wird aber nach dreieinhalb Minuten ins Leben zurückgeholt. Von dieser Grenzerfahrung berichtet der ungarische Schriftsteller in einer Weise, die ungewöhnlich und umso überzeugender genannt werden kann.

»Schon beim Erwachen merkte ich, dass nichts so war, wie es sein sollte, doch ich hatte in der Stadt viel zu tun, ich ging los. In diesen Tagen war es Überganglos warm geworden, ein regelrechter Sommereinbruch.« Mit diesem Eingangssatz wird eine präzise Schilderung der Voraussetzungen und Anzeichen eröffnet – die, wie ich denke, auch eine Hilfe für jeden sein kann, der in eine entsprechende Situation kommt: rechtzeitig die Anzeichen zu erkennen und rasch zu handeln. Dass man die Warnungen ignoriert und so weiterzumachen versucht wie bisher, dürfte geradezu typisch sein. »Anerzogenen Handlungsmustern folgen und die Realität des eigenen Zustandes leidenschaftlich leugnen«, das ist die (falsche) Strategie, die der Schriftsteller noch bis zum Abend durchzuhalten vermag.

Danach erst beginnt Nadas das, »wovon eigentlich erzählt werden soll«, das aber »äußerst schwer in Worte zu fassen ist«. In immer neuen Ansätzen spürt er den Bewusstseinsveränderungen nach, die er in mehrfacher Hinsicht erlebt hat. Der Leser, die Leserin miterlebt vor allem das Staunen des Intellektuellen, der Erfahrungen macht, mit denen er nicht gerechnet hätte (die ihm dann aber doch merkwürdig vertraut vorkommen).

Zeit und Licht sind wichtige Schlüsselwörter bei dem Versuch, die rechte Sprache zu finden: In »dem Zustand, der dem Tod vorausgeht, verliert die herkömmliche Zeitrechnung nahezu ihre Gültigkeit.« Sehen, Wahrnehmen und Denken würden damit aber keineswegs aufhören, sie seien nur nicht mehr an die üblichen Begriffe von Zeit gebunden. Es gibt also ein un-begriffliches Denken! »Im Universum herrscht Zeitlosigkeit. Man könnte es Allerlebnis nennen. ... Das von der körperlichen Empfindung gelöste Bewusstsein nimmt als seinen letzten Gegenstand den Mechanismus des Denkens wahr ... Ich nahm etwas zur Kenntnis, was ich schon vorher gewusst hatte. An der Schwelle meines Todes kann ich das körperliche Dasein mit seinem Input und Output in seiner Struktur überblicken, ... weil die Wahrnehmung von vornherein über die Zeitlichkeit hinausgeht und nicht an die Räumlichkeit gebunden ist. Mir

war, als würde ich plötzlich begreifen, was Rilke mit den stummen Engeln wollte, die uns über die Schulter schauen. ... Zwar ist Gott auch im Universum des Lichts nicht auffindbar, dennoch ist Licht für ihn die glaubwürdigste Metapher ...« Das sind erstaunliche Sätze in der heutigen Medienwelt, die dokumentieren, wie tief sich Péter Nadas hat berühren lassen.

Die Bewegung zum Tod hin und dann in das Leben zurück werden als Bewegung in einer fein gerippten Höhle beschrieben, auf einen asymmetrisch ovalen Eingang oder Ausgang zu, hin zu einem matt gefilterten Licht, getrieben von einer Kraft, die zugleich außen und im Inneren ist, mit mehrfachen Drehungen, Stößen, Stillständen, mit einer Bewegung wie ein Herauskippen. Das Licht wird nicht erreicht, und doch endet die Bewegung – nach der Reanimation – im Licht. Es ist der Weg durch den Geburtskanal, dessen Richtung nicht eindeutig bestimmbar ist – ich »hätte aber nicht sagen können, ob es sich um meine Geburt oder um meinen Tod handelte.« »Mehrere Millionen Jahre sind innerhalb von dreieinhalb Minuten vergangen. Wenn Tod und Geburt eines Menschen sich berühren, vollzieht sich das Ereignis der Schöpfung.« In meiner Erinnerung nach der Lektüre bleibt auch die Reaktion der medizinischen Helfer hängen: Die professionelle Aufmerksamkeit in ihren Gesichtern wurde vom »Ausdruck elementaren, nicht zu bändigenden Glücks abgelöst«. Das Leben des Schriftstellers danach hat sich verändert: Nichts geht ihn mehr etwas an – so beschreibt er es. »Weder die Gegenstände noch die anderen Menschen, weder das eigene Wissen noch die eigene Lebensgeschichte, nichts.« Höchstens dieses: vielleicht »die Substanz des Himmels, seine Farbe. Die Umrisse einer Pflanze, die Erinnerung an ein früheres Parfüm ..., der Flug eines Vogels, eher die nicht greifbaren Dinge, sonst nichts, absolut nichts.«

Mit seiner doppelten Ausdrucksmöglichkeit – er ist Schriftsteller und Fotograf, die Bilder stammen von ihm selbst – versteht es Nadas, eine Erfahrung zu vermitteln, die nicht zu vermitteln ist. Er versucht es nicht mit abso-

luter Schärfe (im Text wie in den Bildern); andererseits nicht ohne intellektuelle (reflektierende) Brechung und nicht humorlos – damit in ungewöhnlicher Weise dem Gegenstand angemessen. Übrigens passt das Buch eigentlich auch nicht in die Trauerzeit des Novembers – wenn man sich fast meditativ auf dieses Bild-Sprach-Werk einlässt, entsteht nach meiner Erfahrung eine hoffnungsfrohe Stimmung, die besser noch in die Sommerzeit gehört. Ich kann nur jedem wärmstens empfehlen, sich ebenfalls in dieses aus unserer lauten Medienwelt herausragende Werk zu versenken.

Helge Mücke

Kosmisches Heimatgefühl

HARTMUT WARM: **Signatur der Sphären – Von der Ordnung im Sonnensystem.** Kelerstern Verlag, Hamburg 2001. 432 Seiten, 25 EUR.

Es ist es eine Generation her, seit die ersten Astronauten Ende der sechziger Jahre den Mond betreten haben. Der viel zitierte Satz des Astronauten Armstrong »That's one small step for man – one giant leap for mankind« (»Dies ist ein kleiner Schritt für einen Menschen und ein großer für die Menschheit«), hat aus heutiger Sicht eine andere Bedeutung erfahren, als von Armstrong ursprünglich beabsichtigt. Denn dieser Schritt war weniger ein Schritt irgendwo *hin* als vielmehr ein Schritt *weg* – weg von der Erde. Der Ausspruch des Astronauten Mitchell: »Jetzt weiß ich warum wir zum Mond flogen, um die Erde von außen zu sehen.« Gibt die zentrale Empfindung der meisten Astronauten wieder.¹ Mit dem großartigen Anblick der blauen Erde von der kosmischen Warte aus wurde für das menschliche Bewusstsein eine Schwelle übertreten. In dieser Tatsache manifestiert sich besonders eindrucksvoll die im 20. Jahrhundert generell begonnene Ablösung und Entfremdung von der Erde. Sei es die Vorstellung des x-fachen Overkills im Kalten Krieg, die Endzeitszenarien des »Club of Rome« und der Ökologischen Bewegung oder die technischen Fortbewegungsmittel, die uns von den irdischen Bedingungen

klimatisiert und erschütterungsfrei abheben – all diese im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts gewonnenen Erfahrungen haben den Prozess der Heimatlosigkeit gegenüber der Erde vorangetrieben. Das moderne materielle Bild eines lebensfeindlichen Kosmos, von Milliarden Sonnen in wiederum Milliarden Galaxien, lässt diese Entfremdung von der Erde zu einer kosmischen Heimatlosigkeit wachsen. Damit schließt sich ein Bogen des 20. Jahrhunderts, denn nun hat die Empfindung der Heimatlosigkeit alle Lebens- und Naturreiche ergriffen: Neben einer Heimatlosigkeit im Leib und Geschlecht und einer Heimatlosigkeit in Familie, Kulturkreis und Volk kann auch von einer kosmischen Heimatlosigkeit gesprochen werden. Letztere scheint weniger bedrohend, da sie den Alltag nicht betrifft. Das ist aber ein Irrtum, denn jeder Versuch einer ganzheitlichen Weltansicht, einer umfassenden Identifikation mit der Wirklichkeit wird von dieser zu unserer Zeit gehörenden Entfremdung gegenüber dem Kosmos untergraben.

Eine neue Beziehung zum Planetensystem und weiteren Kosmos zu gewinnen, die die Vorstellung eines »unser Kosmos« zulässt, ist deshalb nicht nur für unser Selbstgefühl und ein spirituelles Weltbild wichtig, sondern auch für das tägliche Handeln. Die vollen Bücher- und Zeitschriftenverkaufsregale mit kosmologischen Themen illustrieren die Sehnsucht nach neuen Beziehungen zum All. Damit diese tragfähig werden, müssen sie auf modernen Erkenntniswegen ruhen, die sowohl den Kopf als auch das Herz ansprechen.

Die Signatur der Sphären

Das Buch »Signatur der Sphären« gehört zu diesen neuen Wegen. Neben historischen und wissenschaftlichen Streifzügen untersucht Hartmut Warm darin die räumlichen und zeitlichen Beziehungen und Abstimmungsverhältnisse der Planeten im Sonnensystem. Dabei beschreitet er zwei Wege: Zum einen unterzieht er die bekannten Vorstellungen harmonikalere Ordnungen des Planetensystem einer genauen Prüfung. Dabei schließt er – und das ist auf diesem Feld völlig neu – die Methoden der statistischen Analyse mit ein. Natürlich gibt es

kaum etwas Langweiligeres als eine statistische Untersuchung, aber hier hilft sie Klarheit in ein von Wünschen und Glaubenssätzen besetztes Feld zu bringen. Ein Beispiel: Von Johannes Kepler stammt die Überlegung, den Geschwindigkeitsunterschied der Planeten, zwischen ihrer sonnennächsten und sonnenfernsten Position als Annäherung an musikalische Proportionen aufzufassen. Warm zeigt nun, dass die tatsächliche Abweichung so groß ist, dass angesichts der zahlreichen zur Auswahl stehenden Intervalle, wie beispielsweise 2:3 (Quinte), 3:4 (Quarte) usw., eine zufällige Anordnung der Planeten nur wenig unmusikalischer wäre als die bestehende. Diese ermüchternde Bilanz führt ihn dann allerdings dazu, dass sich sehr wohl eine außerordentlich exakte Tonleiter in den Umlaufzeiten der Planeten finden lässt, bei der nun nicht nur Geschwindigkeit in Sonnennähe und -ferne in Betracht kommen, sondern auch im Punkt der kleinen Halbachse der Bahn (eine kleine Halbachse umfasst die Hälfte der kurzen Symmetrieachse einer Ellipse). Die kurzen Halbachsen der Planeten in Betracht zu ziehen ist eine der wichtigen Entdeckungen von Warm, denn er kann zeigen, dass dieses Bahnmaß der Planeten auch bei der räumlich-symmetrischen Anordnung eine zentrale Rolle spielt.

Der zweite Weg verläuft durch astronomisch-musikalisches Neuland. Hartmut Warm schreitet von der Betrachtung der unmittelbaren Bewegungsverhältnisse zur Aufstellung von Doppelverhältnissen voran. Nun wird beispielsweise die Konjunktion von Venus und Mars als grundlegender Rhythmus ins Auge gefasst und gefragt, wie Merkur sich in diesem Begegnungszeitmaß verhält. Verbindet man die in diesem Rhythmus aufeinanderfolgende Position Merkurs entsteht eine 13-gliedrige Figur. Durch diese grafische Darstellung werden übergeordnete unerwartete Resonanzen sichtbar, wie beispielsweise auch eine 14-gliedrige Venusfigur bei Erdnähen von Mars als Zeitmaß und eine 7-gliedrige bei Begegnungen von Mars und Jupiter. Venus erscheint somit in diesen übergeordneten rhythmischen Geschehen in einem überraschenden Zusammenhang zur Zahl 7. Mit Hilfe der modernen astrono-

mischen Rechenalgorithmen kann Warm nun einen ganzen Kosmos von übergeordneten planetarischen Rhythmen und harmonikalen Ordnungen aufzeigen. Im Weiteren werden neben der Umlaufzeit, der Jahresbewegung der einzelnen Planeten, deren Rotationsbeziehungen betrachtet. Von Venus ist auf diesem Feld die erstaunliche Abstimmung ihrer Eigendrehung mit dem Erdlauf bekannt: Sowohl bei oberer als auch bei unterer Konjunktion wendet sie die gleiche Seite der Erde zu. Solche Bindungen unter den Planeten sind deshalb interessant, weil die Rotation im Gegensatz zum Umlauf nicht von einem übergeordneten Gesetz abhängt, sondern vielmehr die »Privatsache« eines Planeten darstellt. Die angestellten Rechnungen und grafischen Darstellungen der Frage, wie die Planeten einander zugewandt sind, zeigen wiederum überraschende Ordnungen, wobei die Zahl 5 und deren Vielfaches in den geometrischen Bildern dominiert.

Dabei ergibt sich für Warm immer wieder die anspruchsvolle Herausforderung, der computergestützten Rechnung, mit der große Zeiträume planetarischer Bewegung mühelos erfasst und in Grafiken fixiert werden, durch ideelle Durchdringung Boden zu geben. Ob ästhetisches Gespür oder wirtschaftliche Notwendigkeit: Die Tatsache, dass das Buch in einem gängigen Computerlayout und nicht in einem bibliophilen Satz erscheint, ist vor diesem Hintergrund jedenfalls passend. Am Ende der Kapitel finden sich Schemata, die dem Leser helfen, angesichts der Fülle der harmonikalen Phänomene eine Übersicht des planetarischen Beziehungsgeflechtes zu gewinnen. Zugleich fordern diese Grafiken das räumliche Vorstellungsvermögen enorm heraus. Hier wird deutlich, wie schwach unsere Fähigkeit ist, zeitliche Proportionen unmittelbar zu erfassen, geschweige denn zu empfinden und wie sehr wir auf die Verräumlichung der zeitlichen Phänomene angewiesen sind. Ein umfangreicher Anhang mit Rechenerklärungen und Datensammlungen lässt das Buch zu einem Lehrbuch der Suche nach Ordnungsformen, nach einem organischen Aufbau im Sonnensystem werden.

Was man dabei dem Autor nicht zum Vorwurf machen kann, was sich aber bei der Lektüre des Buches zunehmend geltend macht, ist das Gefühl, mit jedem weiteren harmonikalen Rechenfund das Leben des Planetensystems ein wenig zu verlieren, obgleich es das Ziel des Buches ist, den Schattenwurf des planetarischen Lebens zu zeigen. Dies liegt zum Teil an der Aufgabe selber, die der Autor verfolgt. Obwohl keine Wissenschaft der Mathematik so nahe steht, wie die Astronomie, führt die geometrische Behandlung der planetarischen Erscheinungsformen in eine Abstraktion, durch die die ohnehin schmale Wirklichkeitsschicht der planetaren Welt den Sinnen weiter entzogen wird. Diese Abstraktion sollte für ein tieferes Verständnis der planetaren Welt keinesfalls gescheut werden. Zugleich ist es wünschenswert, dass der Arbeit eine qualitative, »unmathematische« Planetologie zur Seite gestellt wird. So wie Hartmut Warm's grundlegende Arbeit Johannes Kepler verpflichtet ist, so sollte jenes zweite Gleis Tycho Brahe folgen, um neue Wege zu einem bewussten kosmischen Heim aufzuzeigen.

Wolfgang Held

Sind wir »objektiv«?

MAREK B. MAJOREK: Objektivität: Ein Erkenntnisideal auf dem Prüfstand. Rudolf Steiners Geisteswissenschaft als ein Ausweg aus der Sackgasse. Francke Verlag, Tübingen und Basel 2002. 517 Seiten, 69 EUR.

Das Wissenschaftsideal der Objektivität ist in den Sprachgebrauch des Alltags eingedrungen. Wir wünschen, unsere Aussagen, unsere Urteile und Bewertungen als objektiv anerkannt zu sehen und meinen damit, von Sympathien und Antipathien frei sein zu können, wenn wir dies wollen. Die Betonung eigener Objektivität im Urteil vermittelt allerdings ein leise zweifelndes Gefühl unbestimmten Inhalts. Ist die Inanspruchnahme objektiver Überschau gerechtfertigt oder ist sich der Sprechende subjektiver Beimischungen nur nicht bewusst oder sucht sie gar zu verdecken? Gibt es strenge

Objektivität überhaupt? Die Wissenschaft nimmt eine Objektivitätsgarantie in allen ihren Zweigen mit der größten Selbstverständlichkeit für sich in Anspruch, und bei der hohen Autorität, welche ihr gewöhnlich zuerkannt wird, wird ihr Objektivitätsanspruch gemeinhin auch akzeptiert. Fehler und Erkenntnislücken gibt es überall, doch muss dies nicht die Objektivität des Forschungsbetriebs generell in Frage stellen. Im Gegensatz zu dieser Situation der Akzeptanz bezweifeln viele Vertreter von Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie die Erreichbarkeit wissenschaftlicher Objektivität teilweise in grundsätzlicher Art und mit einer Fülle von Einwänden.

Marek B. Majorek, der Autor der hier zu besprechenden Studie überrascht zunächst mit dem Nachweis, dass das Objektivitätsproblem trotz seiner umfassenden Bedeutung frühestens seit dem 18. Jahrhundert in breiterer Form Diskussionsinhalt wurde. Vorangegangen war die Entdeckung der eigentlichen philosophischen Bedeutung des Subjekts oder der Person in der frühen Neuzeit. Das Objektivitätsideal stellt sich in diesem Zusammenhang dar als »Sehnsucht des individualisierten Menschen nach Anteilnahme an dem (...) allen Menschen gemeinsamen Weltengrund der Dinge«. Der Verfasser verweist an dieser Stelle auf den Schlusssatz des zweiten Kapitels in Rudolf Steiners »Philosophie der Freiheit«: »Wir müssen an einen Punkt kommen, wo wir uns sagen können: Hier sind wir nicht mehr bloß ›Ich‹, hier liegt etwas, was mehr als ›Ich‹ ist.« Dieser Satz ist in der Tat Ausdruck der von Majorek konstatierten Teilhabe-Sehnsucht. Nach einer Einführung über den Relativismus als Erkenntnishaltung und einer ersten Explikation des Objektivitätsproblems nach Begriff und Geschichte, in einem breiten zweiten Kapitel, betrachtet Majorek im dritten Kapitel die einschlägige feministische Literatur und zeigt, dass gerade die feministische Perspektive in vielerlei Hinsicht die Härten des Objektivitätsanspruchs, d.h. den Antagonismus zwischen Erkennendem und zu Erkennendem (Ding), in etwa zu mildern in der Lage ist. Barbara McClintock als Biologin zum Beispiel habe die Identifikation des Forschers mit dem For-

schungsgegenstand (der Maispflanze) bis zu einer besonderen Form der Liebe gesteigert. Im vierten Kapitel weist Majorek nach, dass ethische Werte dem Erkenntnisvorgang unhintergebar innewohnen, denn der Mensch als Person und damit als Erkenntnis-sucher ist jedenfalls in seinem Freiheitswesen ohne Ethik unbegreiflich. Das im Erkenntnistrieb zum Ausdruck kommende Bewusstsein menschlicher Unvollkommenheit korrespondiert mit der ethischen Idee der Vervollkommnung. Einen längeren Abschnitt des vierten Kapitels widmet der Verfasser der Philosophie von Klaus Michael Meyer-Abich, besonders dem Buch »Vom Baum der Erkenntnis zum Baum des Lebens« (München 1997). Majorek zeigt große Sympathie für Meyer-Abich, grenzt sich aber in einigen Punkten auch von ihm ab. Der Leser sieht an dieser Stelle bestätigt, dass der einst verbreitete Gedanke der paulinischen Theologie vom Niedergang der Natur als Folge des Falls des Menschen aus seiner ursprünglichen Geistnähe heute kaum mehr gebräuchlich ist (nicht nur bei Meyer-Abich). Majorek erhebt den Vorwurf, dass Meyer-Abich den noch immer herrschenden Materialismus in der Wissenschaft nicht ausreichend thematisiert, weshalb eine Überwindung der irreführenden Subjekt-/Objekt-Dichotomie auf der Grundlage der Philosophie Meyer-Abichs aussichtslos erscheint.

Im fünften Kapitel unternimmt der Verfasser den Versuch, den Begriff der Objektivität auf dem Hintergrund der vorausgegangenen Analysen nunmehr eindeutig zu bestimmen und die auftretenden Schwierigkeiten zusammenfassend zu benennen. In Anwendung der Methode der »begrifflichen Phänomenologie«, einer Form von E. Husserls *Epoché*, eigentlich der Beobachtung des Denkens am Wortsinn, versucht Majorek, den Anwendungsbereich des Objektivitätsbegriffs einzugrenzen und den Begriff damit zu verdeutlichen. Er kommt zu dem Ergebnis, dass eine Aussage (Proposition) als objektiv gelten kann, wenn sie wahr ist, ein abwägendes Urteil ist, welches unter Ausschluss – wenn auch unter Gefahr – der Subjektivität zustande kam und

alle relevanten Aspekte des zugrunde liegenden Sachverhalts einbezogen hat. Diese Erklärung klingt harmlos, doch sie weicht von anderen Definitionen entscheidend ab: »Das Streben nach Objektivität zeigt sich als das Gegenteil der mechanischen, kalten, distanzierten, gefühls- und lieblosen Haltung, mit welcher es gegenwärtig oft verwechselt wird. ... Objektivität verlangt nicht Uniformität, sondern braucht und schätzt die höchste Kultivierung individueller Fähigkeiten«. Die wahre Komplexität des Objektivitätsproblems zeigt sich vor allem daran, dass Majorek bis zum Ende des fünften Kapitels acht »Rätsel« der Objektivität und fünf »Aporien« (später kommt noch eine sechste hinzu) aufzählt, von welchen sich zunächst und mit logischen Mitteln nur wenige überwinden lassen. Besonders das siebte »Rätsel«, die Frage nach der Möglichkeit des Erscheinens von Allgemeinbegriffen im individuellen Bewusstsein, hat ja schon manchen Lösungsversuchen erfolgreich widerstanden. Majorek schließt das Kapitel mit den Worten: »Es wird allmählich offensichtlich, dass wir, um die Rätsel der Denkprozesse lüften zu können, ... eine Wissenschaft brauchen, die hinter den Vorhang des Bewusstseins zu dringen vermag«.

Diese gesuchte Wissenschaft ist die anthroposophische Geisteswissenschaft, wie sie von Rudolf Steiner geschaffen wurde, und zwar weniger in ihren philosophischen Grundlagen, sondern in den konkreten Erfahrungen des anthroposophischen Erkenntnisweges, mit dem sinnlichkeitsfreien (reinen) Denken als Eingangstor. Das sechste Kapitel »Rudolf Steiners Erkenntnismethoden und die Objektivität der Erkenntnis« hat mit 130 Seiten den Umfang einer eigenen Monografie. Majorek unternimmt nicht etwa den Versuch, die Aspekte und Verästelungen des Objektivitätsproblems anthroposophisch (weg-) zu erklären, vielmehr zeigt er, wo die Weglosigkeiten der Objektivitätsfragen (die »Rätsel« und »Aporien«) ihrer jeweils besonderen Qualität nach in den höheren Erkenntnisweg hinein-führen. Dies zeigt sich schon bei der Betrachtung des sinnlichkeitsfreien Denkens. Die Aporie des vermeintlichen bloßen Abbildens

der Wirklichkeit im Denken löst sich – jedenfalls vorläufig – auf durch die Erfahrung des reinen Denkens als Wirklichkeitsprozess. Die Aporie des subjektiv gewollten Denkens entfällt durch die Erfahrung der Eigengesetzlichkeit der Denkinhalte (z.B. in der Mathematik). Die Aporie des Erkenntnisinteresses verschwindet durch die Erfahrung, dass es der Begriff selbst ist, der sich als der Sinn der Wahrnehmung im Innern des Menschen emporarbeitet. Die Aporie ethischer Werte im Erkennen öffnet sich durch die Erfahrung sittlicher Intuitionen. Natürlich kommt es darauf an, diese und andere vorläufige Lösungen nicht nur zu behaupten, sondern die entsprechenden Erfahrungen in ihrer auflösenden und aufklärenden Wirkung bei sich selbst herzustellen. Eine Vertiefung stellt sich ein im Aufstieg zu den höheren Erkenntnisarten, teilweise schon beim Erwerb der Bedingungen des Pfades, so etwa bei der persönlichen Umsetzung der »goldenen Regel der Geisteschülerschaft« von der Korrespondenz ethischer und epistemischer Fortschritte auf dem Erkenntnisweg (vgl. R. Steiner: »Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?«, GA 10). Die Rätsel und Aporien gehören ihrer eigentlichen Natur nach einem Erfahrungsraum an, der sich durch die höheren Erkenntnisarten Imagination, Inspiration und Intuition öffnet. Das Objektivitätsideal erscheint in Majoreks Darstellung als Erziehungsmittel der Seele, und die Aporien sind die seelisch-geistigen Tasterfahrten, die den höheren Erkenntnisstufen im engeren Sinne in noch unspezifischer Form vorangehen. Erst unter der Voraussetzung des Bestehens einer geistigen Welt und eines höheren Erkenntnispfades wird der Gedanke der Objektivität überhaupt sinnvoll. Das wahre Selbst des Menschen ist Teil des Kosmos; auf dieser Ebene existiert die Subjekt-/Objekt-Trennung nicht, sie tritt erst auf im Seelenleben des verkörperten Menschen, weist aber durch ihre dichotomische Spannung auf die Seinsform der Einheit, ohne Aufgabe der individuellen Unterscheidbarkeit. Majorek schreibt: »Es zeigt sich, dass Sehnsucht und Suche des Menschen nach Objektivität nichts anders sind als der Einbruch des

dünnen Strahls der Realität des künftigen, gleichsam kosmischen Menschen in das gewöhnliche Bewusstsein. Das Streben nach Objektivität ist im wahrsten Sinne des Wortes die Sehnsucht nach der Befreiung aus den engen Grenzen des gewöhnlichen Selbst und nach dem Aufsteigen zu jenem, das in der Seele eines jeden Menschen schlummert, das aber nicht an die Grenzen seines Leibes gebunden ist, sondern bis zu den Grenzen des Kosmos reicht und in direkter Verbindung mit den Schöpferwesen dieses Kosmos steht.«

Das Buch ist die erweiterte Fassung einer Dissertationsschrift, die bei der Universität Basel eingereicht und angenommen wurde. Das lässt aufhorchen. Werden die akademischen Hindernisse für eine breite Aufnahme des Werkes von Rudolf Steiner allmählich niedriger? Der letzte Satz des begeisternden Buches lautet: »Das vielleicht paradoxe Ergebnis dieser Studie ist, dass, erst wenn der Mensch sich nicht nur als irdisches, sondern auch »seelisch-geistiges übersinnliches Wesen« (an)erkennt, sich ihm die Einsicht erschließt, wie er zu objektiver Erkenntnis gelangen kann.«

Günter Röscher

Der siebte Sinn der Tiere

RUPERT SHELDRAKE: **Der siebte Sinn der Tiere.** Ullstein Taschenbuchverlag, München, 2001. 527 Seiten, 9,95 EUR.

Der britische Biologe Rupert Sheldrake, in den 80er Jahren bekannt geworden durch Bücher über Existenz und Wirksamkeit der von ihm so benannten »morphischen Felder«,¹ hat ein neues Buch über rätselhafte Sinnesfähigkeiten von vor allem Haustieren vorgelegt. Vielfach längst bekannt, werden sie von der offiziellen Wissenschaft weitgehend ignoriert. Aus einem inneren Zwiespalt zwischen persönlicher und unmittelbarer Lebenserfahrung einerseits und der »wie ein religiöses Credo« vertretenen »mechanistischen Theorie der Natur« andererseits hat Sheldrake in »den letzten fünf Jahren ... mit Hilfe von über zweitausend Tierhaltern und -trai-

nern das Wahrnehmungsvermögen von Haustieren erforscht«. Zahllose Umfragen, Interviews, aber auch Experimente trugen zur Erstellung einer großen Computerdatenbank bei mit weltweiten Daten, vorwiegend aus Europa und Amerika. Typischerweise ist es seitens der Schulwissenschaft »tabuisiert ... , Haustiere ernst zu nehmen«, und »mit einem weiteren Tabu ist das Ernstnehmen übersinnlicher oder »paranormaler« Phänomene belegt«, »weil sie sich nicht mit konventionellen wissenschaftlichen Begriffen erklären lassen«. Für den doppelten Tabubruch sei dem Verfasser gedankt und dem potenziellen Leser gratuliert, erhält dieser doch durch das Buch einen systematischen, auch kritischen und sehr reichhaltigen Einblick in die hochinteressante »Paranormalität« von Tieren.

Aus der Fülle des Dargestellten kann nur das Wichtigste erwähnt werden. Unüblicherweise sei mit einem Resümee aus den mitgeteilten Verhaltens-Phänomenen begonnen: Es besteht offensichtlich in vielen Fällen ein enges Band rein seelisch-innerlicher Art zwischen dem Tier und »seinem« Menschen, das unräumlicher Natur ist und das demgemäß mit den »normalen« Sinnen des Tieres nichts zu tun hat. Eine enge Mensch-Tier-Beziehung ist stets Voraussetzung des »Paranormalen« oder (wie ein Hundehalter zitiert wird) »einer Art von unsichtbarer Nabelschnur zwischen einem und dem Hund«. Die untersuchten Tierarten betrafen insgesamt in erster Linie Hunde und Katzen, aber auch Pferde, in wenigen Fällen Kühe, Schafe, Kaninchen, Kleinsäuger, Affen, außerdem auch Vögel (Papageien, Sittiche, Hühner u.a.), also durchweg gleichwarme Tiere (»Warmblüter«), wohingegen *keine* Beobachtungen von wechselwarmen Wirbeltieren (Reptilien, Amphibien, Fischen) zu vermelden waren (Ausnahme: Kapitel über »Superorganismen«, s.u.).

Aus dem Kapitel »Vorauswissen« (»Präkognition«): »Den stärksten Beweis dafür, dass es Telepathie zwischen Mensch und Tier gibt, liefert das Studium von Hunden, die wissen, wann ihre Halter nach Hause kommen. Dieses antizipatorische Verhalten ist weit verbreitet«. Der Verfasser erwähnt für Europa und

Nordamerika über 500 solcher Berichte. Dieses »Wissen« ist am Verhalten der Tiere unzweideutig abzulesen, wobei entscheidend ist, dass die Heimkunft des Hundehalters zu unregelmäßigen Zeiten erfolgt, also ein zeitgebundenes Routineverhalten auszuschließen ist. Angesichts der in vielen Fällen bestehenden kilometerlangen Distanzen zwischen Herr und Hund sind Geruchs- wie Gehörsinn als Vermittler auszuschließen. »In manchen Fällen fällt die Vorausahnung des Hundes genau mit einer bestimmten Phase der Vorbereitung oder des Aufbruchs [zur Heimfahrt, v.K.] zusammen«. Meist reagieren die Hunde nur auf eine, viel seltener auf zwei und ganz selten auf drei oder mehr Personen. Das »Wissen« des Hundes kann sehr differenziert sein: »Die Hündin wusste immer, ob ich privat oder als Tierarzt erschien«. Die emotionalen Bande zwischen Mensch und Tier sind gewöhnlich positiv, können aber manchmal auch negativ sein. Das »unsichtbare Band, das Hund und Halter miteinander verbindet«, ist »elastisch ... es kann sich dehnen und zusammenziehen« und kann über »Hunderte von Meilen« reichen. Gibt es Hunde, die schon auf die Absicht ihres Halters, nach Hause zu fahren, reagieren, so gibt es auch Hunde ohne Reaktionen. Besonders eindrucksvoll lesen sich Erfahrungen und Experimente (Videokamera-Überwachung, statistische Bearbeitung des Verhaltens) mit dem Terrier »Jaytee« in England. Auch bei Katzen gibt es zahlreiche Beispiele für »vorausahnendes Verhalten« vor der Rückkehr ihres Menschen aus dem Urlaub oder nach langer Abwesenheit. Viel weniger Informationen gibt es »über andere Tiere, als Hunde und Katzen, doch wissen wir immerhin, dass Tiere von mindestens 17 anderen Arten ebenfalls die Rückkehr von Menschen vorausahnen. Auch manche Menschen tun dies« Es handelt sich vor allem um Pferde, auch Vögel, insbesondere Papageienvögel.

Eine andere Art von »Vorauswissen« bei Tieren betrifft die Vorahnungen von Erkrankungen (z.B. Epilepsie), Komata, Todesfällen von nahe stehenden Menschen, aber auch von Erdbeben oder anderen Katastrophen. Fähigkeiten solcher Art werden seit dem Altertum sogar

wirbellosen Tieren nachgesagt. Offenbar recht häufig warnen Hunde vor einem drohenden epileptischen Anfall (»Prophetisches Verhalten von Hunden«). Auch bei solchen Vorausahnungen scheinen Entfernungen vielfach keine Rolle zu spielen. Als weitere Krankheiten in diesem Zusammenhang werden Diabetes, Hypoglykämie, Krebs und Herzanfälle genannt. Auch Fälle von Vorahnungen plötzlicher Todesfälle scheinen bei Hunden und Katzen vorzukommen.

Sehr bemerkenswert sind Berichte über »Empathie« bei Tieren. Des Autors »Datenbank« enthält über 200 Geschichten von Tieren, die trösten und heilen. Die meisten handeln von Katzen und Hunden, die Menschen, welche krank oder traurig sind, nicht von der Seite weichen, als wollten sie sie trösten. »... sie trösten Menschen tatsächlich und tragen dazu bei, sie zu heilen. Eine Reihe wissenschaftlicher Forschungsprojekte hat ihre wohltuende Wirkung sogar messbar gemacht.« In Einzelfällen können Hunde wie Katzen offenbar sogar direkt oder indirekt den Selbstmord eines Menschen verhindern (Beispiele). Im Unterkapitel »Tiere als Therapeuten« werden auch Pferde angeführt (»Pferdetherapie«). Auch bei vielen »Empathie«-Phänomenen spielt offenbar die Entfernung keine Rolle.

In dem Kapitel »Absichten, Rufe und Telepathie« wird, wieder vorwiegend bei Hunden und Katzen, seltener bei Pferden, über direkte »Gedankenübertragungen« berichtet. »Für viele im Umgang mit Tieren erfahrene Menschen ist die Telepathie etwas Selbstverständliches«. Aus der Fülle des Mitgeteilten seien als Beispiel die zahlreichen Fälle von Katzen und Hunden erwähnt, wonach diese »reagieren, wenn eine bestimmte Person anruft, und zwar noch bevor der Hörer abgehoben wird«.

In einem umfangreichen Kapitel wird über eindrucksvolle Fähigkeiten der »Orientierung« bei Hunden, Katzen, auch Pferden sowie natürlich auch bei Vögeln (Tauben, Zugvögel), Fischen (z.B. Lachse), Seeschildkröten und Insekten (Monarchfalter in Nordamerika) berichtet. Die Distanzen bei Haustieren können viele Kilometer, in Extremfällen bei Hunden nach Berichten »bis fast 100 Kilometer«, in

einem Fall gar »3000 Kilometer« betragen. Erwähnt sei konkret die Wiederfindung »ihres Menschen« über viele Kilometer und an gegebenenfalls unbekanntem Ort bei Hunden und Katzen, wobei im Einzelfall eine solche Wiederfindung für den Menschen lebensrettend sein kann wie im Falle des bekannten »Gabelverbiegers« Uri Geller, den sein Hund über mehrere Kilometer in einer Höhle aufspüren konnte, in der sich das Herrchen hoffnungslos verirrt hatte. In einem Kurzkapitel über die »Kraft der Absicht« (Psychokinese) wird von Experimenten mit Küken berichtet, die – auf einen Roboter geprägt – dessen Bewegungsverhalten beeinflusst haben sollen. Sheldrake gibt an einigen Stellen seines Buches Erklärungen zu den beschriebenen Erscheinungen auf der Basis seiner Vorstellungen von »morphischen Feldern«, welche rein formal als »Verhaltensfelder« seelischer bzw. astralischer Natur verstanden werden können. Im Ganzen gesehen demonstrieren die beschriebenen tierischen Verhaltensphänomene eine »Fern-Wahrnehmungsfähigkeit« (»Telepathie«), die quasi »überräumlich« und »übersinnlich« nicht an die anatomisch und physiologisch erforschten und bekannten Sinnesorgane und deren Fähigkeiten gebunden ist. Hierbei geht wohl die im Einzelfall das Tier prägende Wirkung von einem spezifisch seelisch »verdichteten« Menschen-Ich aus und kann dann im (meist Haus-) Tier eine Art von traumhaft erlebter Ich-ähnlicher Resonanz finden oder hervorrufen.

Am Ende weist der Autor auf die Möglichkeit hin, sich selbst direkt oder indirekt an weiteren Forschungen auf diesem wichtigen Felde zu beteiligen, was angesichts der abweisenden Haltung der offiziellen Biologie gegenüber diesem noch in den »Kinderschuhen« steckenden Forschungsgebiet durchaus wünschenswert ist. Das verdienstvolle Werk Sheldrakes ist jedem an den geschilderten Phänomenen interessierten Menschen wärmstens zu empfehlen, auch deshalb, weil es in durchaus kritischem Geiste geschrieben ist und Vergleichbares meines Wissens bisher nicht existiert.

Arne von Kraft

1 Siehe »die Drei«, 7–8/1994, S. 641–643.